

Nr. 44. **Posen, den 3. November.** **1895.**

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Koschmin in Wort und Bild.

Nach C. Pflanz und Wuttke von W. R.

Koschmin dürfte einer der ältesten Orte der Provinz Posen sein. Eine Kirche wurde dort schon im zehnten Jahrhundert (990) erbaut. Im 14. Jahrhundert war Johann Borkowicz Grundherr von Koschmin. Er erbaute daselbst eine Burg, von welcher der gegenwärtige Thurm des Seminars noch ein alter Ueberrest ist. Wie bei vielen alten Burgen unterirdische Gänge (wycieczki,) die bei einer Belagerung zum Entfliehen der gefährdeten Burgbewohner dienten, angelegt wurden, so soll auch der Fabel nach von der Burg des Borkowicz ein eine halbe Meile langer unterirdischer Gang in der Richtung nach Süden bis Czarnisad geführt haben. Diese Fabel entbehrt aber nach C. Pflanz jeglicher Begründung. „Welchen Aufwand" — so schreibt dieser Chronist Koschmins — „von Kräften und Baumaterial würde die Anlage eines solchen Ganges, der unter dem Bette der bei Koschmin vorbeifließenden Orla hätte hindurchgehen müssen, erfordert haben!"

Ein trauriges Schicksal stand dem Burg- und Grundherrn Koschmins bevor. Sein Bruder, Maciek (Matthias) Borkowicz war von dem damaligen Polenkönige Kasimir dem Großen (1333—1370) gefangen genommen und zum Hungertode verurtheilt worden. Johann sann auf Rache, sein Plan wurde indessen dem Könige verrathen, welcher kurzerhand den Burgherrn enthaupten ließ und seine Güter Czacz und Koschmin konfiszirte.

Aber nicht lange war Koschmin eine „königliche Stadt". Nachdem Kasimir Stadt und Burg durch Mauern und Gräben befestigt hatte, schenkte er Koschmin einem seiner Günstlinge, dem kühnen Ritter Bartosz. Dem Nachfolger Kasimirs, Ludwig dem Großen (1370—1382) erschien Bartosz, der im Laufe der Zeit auch noch eine Starostei in Kujawien und die Burg Adelnau erhalten hatte, zu mächtig. Unter nichtigem Vorwande ward dem Starosten sein kujawisches Besitzthum entrissen, und als Bartosz 1381 59 Franzosen, die nach dem Ordenslande Preußen ziehen wollten, gefangen nahm, benutzte Ludwig diesen Anlaß, einen Kriegszug gegen den Starosten zu unternehmen. An der Spitze dieses Zuges stand der Schwiegersohn des Polenkönigs, der damalige Markgraf von Brandenburg und spätere deutsche Kaiser Sigismund. Koschmin wurde erobert und von Sigismund besetzt. Nach dem Tode Ludwigs (1382) kam zwischen dem immer noch mächtigen Bartosz und Sigismund eine gütliche Einigung zustande.

Das Schloß in Koschmin vor dem Umbau.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts tauchen als Besitzer von Herrschaft und Schloß Koschmin die Gorkas auf. 1409 wurde die Tuchmacherzunft gegründet, welcher im Jahre 1444 von Lukas Gorka ein Freibrief ertheilt wurde. Ein Gorka (ob Lukas Gorka ist nur wahrscheinlich) veränderte durch allerlei Bauten die Burg Koschmin und vergrößerte sie durch Aufführung des heute sogenannten Mittelbaues.

Nach 1450 war Hińcza von Rogowo Besitzer Koschmins. Dieser veräußerte sein Besitzthum 1470 an den damaligen Erzbischof von Gnesen, Johann Gruszczyński. Ein Bruder dieses

Bischofs war es, der sich später als Besitzer Koschmins den Namen Koźmiński beilegte.

Im 16. Jahrhundert erwarben die Gorkas noch einmal Koschmin, und als sie 1557 ihren Besitz unter einander theilten, wurde dasselbe Eigenthum des evangelischen Grafen Andreas Gorka. Die Gorkas neigten zum Protestantismus und begünstigten die Reformation. In dem Gorkaschen Palaste zu Posen wurden in den Jahren von 1555—1595 die regelmäßigen Zusammenkünfte und Gottesdienste der Lutheraner abgehalten.

Bald fand in Koschmin die Reformation Eingang. In der Zeit vom 24. August bis 22. September 1855 hielten polnische Dissidenten in Koschmin eine Generalsynode ab; an derselben nahm auch Andreas Gorka mit seinem Freunde Stanislaus Grzebski, der später Professor der Mathematik an der Universität Krakau war, Theil. 1565 ward den Gorkas von Sigmund August die „Berechtigung zu Jahrmärkten" ertheilt. „Manche Freiheit, auch das Recht, am Leben zu strafen, erlangte Koschmin."

Nach dem Tode des Andreas Gorka ging Koschmin in die Hände des Stanislaus Czarnkowski, eines Neffen des Andreas über, welcher jedoch sein Besitzthum bald an einen gewissen Weiher verkaufte.

Die Herrschaft Koschmin hatte im Laufe der Zeit einen großen Umfang erreicht; im Jahre 1618 gehörten außer Koschmin zu ihr die Güter Orla, Lipowiec, Borzęcice, Galewo, Walkowo, Kaniewo, Budy und Olendry. Dieses ungeheure Besitzthum verpachtete der Starost Demetrius Weiher 1618 für einen jährlichen Zins von 21000 polnischen Gulden an Jarosz von Bronikowski.

Die Besitznachfolger der Weiher waren die Przyjemskis. „Als im Jahre 1623 König Sigismund III. mit seinem Sohne Wladyslaw auf einem Zuge von Danzig Koschmin berührte, wurde ihm von Stanislaw Przyjemski im Schlosse ein glänzender Empfang bereitet und ein mit verschwenderischer Pracht hergerichtetes Festmahl angeboten, worüber der König hocherfreut war."

Unter den Przyjemskis nahm der Katholizismus wieder Aufschwung. Der Stadtpropst Gajewski gründete 1626 eine Bernhardinerkirche und die alte, zu Anfang dieser Abhandlung erwähnte Kirche wurde 1671 einer gründlichen Renovirung unterzogen.

Einer der Edelsten aus der Familie ist der 1624 verstorbene Alexander Przyjemski. Bei seiner Beisetzung konnte man vor dem Schluchzen der Armen und Nothleidenden den Klang der Glocken nicht hören, so groß war die Klage um den dahingeschiedenen Wohlthäter. Seine Gebeine ruhen in einem Gewölbe der katholischen Pfarrkirche. Ueber dem westlichen Hauptportal dieser Kirche ist noch heute das Przyjemskische Wappen, eine auf einem Bären sitzende Jungfrau mit fliegenden Haaren und einer Krone auf dem Haupte, zu sehen. Unter den Przyjemskis ist auch der Südflügel des Koschminer Schlosses erbaut worden.

Schwer litt Koschmin in den schwedischen Kriegen; „in beiden wurde es geplündert und niedergebrannt." Im 17. Jahrhundert erhob sich eine wilde Hexenverfolgung. „Bald standen die meisten Frauen des Ortes in dem Verdacht, Hexen zu sein;" viele der Unglücklichen wurden ersäuft oder verbrannt.

Von den Przyjemskis erwarb — wahrscheinlich erst in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts — Fürst Johann Kasimir Sapieha Schloß und Herrschaft Koschmin. Peter Sapieha, ein Sohn Johann Kasimirs, ist der sagenumwobene, grausame Held, der nach seinem Vater in Koschmin residirte.

Von den vielen Erzählungen, deren Mittelpunkt dieser Fürst ist, sei hier zunächst eine erwähnt, welche der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen dürfte: Peter Sapieha pflog — eine Ausnahme von vielen Vertretern des hohen polnischen Adels — auch mit dem niederen Adel geselligen Umgang. Einst besuchte ein szlachcic aus dem niederen Adel den Fürsten. Eifrig wurde dem feurigen Ungarwein zugesprochen. Als man schon schwer gezecht und das Blut in Folge des genossenen Traubensaftes schneller durch die Adern rollte, bat Sapieha seinen Gast, ihm sein Pferd, auf dem er hergeritten war, zu verkaufen. Des weigerte sich der szlachcic. Da gab Sapieha in aller Stille den Befehl, dem Schecken des Edelmanns den Schwanz bis auf die Wurzel fortzuschneiden. Erst am nächsten Morgen, als er zuhause angekommen war, sah der Edelmann die Verstümmelung seines Leibpferdes. Der betrogene Gast verbiß seinen Zorn und beschloß, sich zu rächen. Nach kurzer Zeit fuhr Sapieha mit einem prächtigen Viergespann zu dem szlachcic zu Gaste. Herzlich wurde er von Diesem aufgenommen, und so flott wurde dem Ungarwein zugesprochen und so heiter war man, als ob nichts die freundnachbarlichen Beziehungen der beiden gestört hatte. Als nun Sapieha nach Koschmin zurückfahren wollte, wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß seinen Pferden die Oberlippen abgeschnitten waren, so daß die obere Zahnreihe bloß lag, und kühl und ohne eine Miene zu verziehen sagte der Gastgeber: „Deine Pferde, o Fürst, lachen darüber, daß meinem Schecken neulich der Schwanz abgeschnitten worden ist."

Der Fürst besaß im Süden und Südosten der Stadt, da, wo sich jetzt die Wiesen an der Orla befinden, mehrere große Fischteiche, die von den prächtigsten Fischen belebt waren. Da der Fürst keine Fische verkaufen ließ, sondern durchaus alle für sich behalten wollte, so kam es vor, daß öfters Fischdiebstähle in seinen Teichen verübt wurden. Infolge dessen nahm der ehemalige Fischreichthum zum großen Aerger Sapiehas ab. Da befahl der Fürst seinen Kosaken, jedem Fischdieb, der auf frischer That betroffen würde, den Kopf abzuschneiden. Die Diener brachten ihrem Herrn alsbald als Beweis ihres Gehorsams den blutigen Kopf eines Fischdiebes. Entsetzen faßte den Fürsten, der nun einsah, daß er ein doch verhältnißmäßig geringes Vergehen mit solch' furchtbarer Strafe belegt hatte, und seitdem waren ihm Fische eine verhaßte Speise.

Aelteren Literaturfreunden bekannt ist das Gedicht des Freiherrn von Gaudy „Des Sapieha Rache"; für die jüngere Generation bringen wir es hier zum Abdruck:

Des Sapieha Rache.

In dem niedern Steinhaus von Wilkowo
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Mühsam schmeichlerisches Lächeln heuchelnd,
Mühsam seine Stirn von Falten glättend,
Mühsam nur nach milden Worten haschend
Gegen den ergrauten Herrn Wilkowski,
Klopft dem Szlachcic traulich auf die Schulter,
Nennt ihn edler Herr und Herzensvater:
„Fordre, was Du willst, es soll dir werden.
Bei der Mutter Gott's von Częstochowa
Schwör' ich's, Alles will ich gern gewähren;
Silber, Gold und Ungarwein und Stiefeln,
Meinen Schecken, hörst Du's, meinen Schecken —
Nur verkaufe mir Dein Gut Wilkowo.
Alles Land gehört hier dem Sapieha,
Zwanzig, dreißig Stunden in der Runde,
Nur der Blumentopf, die Hand voll Dünger,
Dein Wilkowo nicht — der Schwarze hol' es!
Frei will ich zu Roß den Hasen hetzen,
Jagen — ja so weit der Himmel blau ist,
Will von keinem morschen Grenzpfahl wissen.
Dein Wilkowo, Brüderchen verkauf' es."

Rückwärts winkt Sapieha zween Heiducken.
Säbelklappernd nahen die Trabanten
Tragen Jeder zwei gewicht'ge Säcke,
Klimpern mit den schönen Silbermünzen,
Schütten dann die Gulden auf den Steintisch,
Lauter blanke, neugeprägte Gulden,
Aus dem kleinern Beutel die Dukaten,
Mit der Jungfrau und dem Jesusknaben,
Mit dem Ritter und den sieben Pfeilen.
Lustig rollten weiß' und rothe Gulden*)
Von dem Steintisch in des Zimmers Winkel.
„Brüderchen, verkaufe mir Wilkowo,"
Spricht Sapieha, „all das Gold ist Deine."

Den geschornen Scheitel wiegt der Szlachcic,
Blickt zu Boden, dreht den Bart verlegen,
Räuspert sich und lächelt, doch gezwungen,
Neigt demüthig sich, und küßt Sapieha's
Schnurbesetztes Kleid am tiefsten Saume,
Spricht mit blöder Stimme: „Fürst Sapieha,
Gnäd'ger Herr, behalte Deine Gulden,

*) Rother Gulden, der polnische Ausdruck für Dukaten.

Laß sie wieder in die Säcke sperren.
Nimmermehr verdrödl' ich mein Wilkowo;
Von dem Vater hab' ich es ererbet,
Der von seinem, Jener von dem Ahne:
Stammgut ist's, es lieh uns ja den Namen.
In der Kirche tauften sie den Säugling,
In der Kirche traute man den Bräut'gam,
In der Kirche ruhen Weib und Kinder,
In der Kirche will ich selber ruhen.
Gnäd'ger Herr, behalte Deine Gulden. —"

In die Lippe beißt sich Herr Sapieha,
Böses Zucken blitzt im Mundeswinkel,
Tiefe Falten furchen seine Stirne,
Doch er spricht kein Wort, nickt mit dem Kopfe,
Daß die weiße Reiherfeder schwanket,
Wendet sich und geht. Begierig raffen
Die Heiducken das verstreute Silber,
Aengstlich hilft Herr Sewerin Wilkowski.

Ostern ist's, das Fest der Auferstehung,
Und die lange Fastenzeit zu Ende.
In der Kirche hat der Probst das Frühstück
Eingeweiht, den Barszcz*), den fetten Schinken,
Hat den Gallert und den Wein besprenget.
Zu Kozmin, im Hauptthor unterm Wappen
Steht der stolze Fürst Marcin Sapieha,
Sieht mit trotz'gem Lachen das Gewimmel
Seiner Gäste in den Schloßhof fluthen,
Grüßt von Weitem schon mit hellem Rufe,
Heißet die Geladenen willkommen,
Und den blöden Fremdling näher treten.
Alle küßt er herzlich auf die Schulter,
Küsset auch Herrn Sewerin Wilkowski,
Nennt ihn Bruder, vielgeliebten Nachbar,
Schilt ihn freundlich, daß er erst dem dritten
Boten zugesagt, der ihn geladen,
Führt die Gäste in die räum'ge Halle.
Jedem wünscht er Glück zum Osterfeste,
Reicht das harte Ei, den scharfen Branntwein.
„Zugelangt," so ruft er, „lustig, Jungen!
Endlich ist die Fastenzeit vorüber,
Die den Magen uns mit Oel verkleistert
Vierzig Tage. Holt es nach, Ihr Herren!"

Hastig drängen sich die edlen Polen
Um den Tisch, ergreifen die Pokale,
Die krystallnen, voll vom Ungarwein,
Lassen hoch den stolzen Fürsten leben,
Werfen rasch die Becher an die Mauer,
Daß die Scherben klingend niederfallen,
Keine Lippe soll sie mehr entweihen
Seit des hohen Hausherrn Wohl getrunken.
Und das Frühmal wird zum Mittagsmahle,
Und das Mittagsmahl beleuchten Kerzen;
Als die Kerzen aber bis zum Stümpfchen
Abgebrannt, ruft wieder man zum Frühmahl.
Immer kreist der große Silberhumpen,
Der zwei Maaße faßt, und wohl noch drüber.
Immer tönt's: Es ist an Dir, mein Bruder.
Und der Wirth umfaßt der Läßigen Kniee,
Bittet, fleht, den Ungar nicht zu schonen,
Bittet, fleht Herrn Sewerin Wilkowski,
Ja drei volle Tage auszuhalten,
Alle drei hochheil'gen Ostertage;
Küßt ihn zärtlich auf den grauen Schnurrbart,
Schwört ihm Brudertreu auf ew'ge Zeiten —
Und der Alte muß dem Herrn gehorchen.
Hei! Das ist ein lust'ges Polenleben!
Pauken und Trompeten vom Altane,
Dudelsack und Geige vor dem Thore,
Neue Fässer den stets durst'gen Kehlen,
Wangen roth vom Wein, und Augen funkelnd,

*) Polnisches National-Essen, ein Hauptbestandtheil des vom Priester zu Ostern geweihten Frühstücks.

Küsse, Schwüre, scharfe Säbelhiebe,
Neue Becher, neue Bruderküsse.
Ja, der Fürst Sapieha ist kein Knicker,
Ist ein Pole noch vom alten Schlage,
Uebt Gastfreiheit auf Sarmaten Weise.
Drei der Tage schmausen die Geladnen,
Zechen zwei der Nächte in der Halle,
Schwingen dann sich taumelnd auf die Rosse,
Werfen sich weinschläfrig in die Briczken,
Und ihr Jauchzen tönt noch aus der Ferne.

Nacht ist's. Schlummernd nickt der Herr Wilkowski
Mit dem grauen Haupt. Die Rosse fliegen
Hurtig, nach dem heim'schen Stall sich sehnend,
Durch den weichen Sand der Kieferwälder.
Plötzlich zieht Janeczek stramm die Zügel,
Hält die Schimmel, reibt sich stumm das Auge,
Murmelt leis Gebet und laute Flüche.
Und der Herr erwacht: „Was soll es, Junge?
Irr' gefahren bist Du. Wart', die Peitsche
Soll Dich lehren, Du vertrackter Dummkopf! —"

„Herr, das geht nicht zu mit rechten Dingen.
Schau doch selbst. Hier steht das alte Steinkreuz,
Dort die Linde, die der Blitz getroffen —
Hundert Schritte stehn sie von Wilkowo —
Und, so wahr ich meine Mutter liebe!
Kreuz und Linde seh' ich — nicht Wilkowo!"

Aus der Briczka springt der alte Szlachcic,
Wirft den Pelz zurück, die Lämmermütze,
Starrt in's Dunkel, keines Wortes mächtig.
Föhren wiegen rings die dunkeln Wipfel —
Alles stumm, sogar die Krähen schlafen —
Wo Wilkowo stand, ist lockrer Acker,
„Heda! Hülfe! All' Ihr heil'gen Helfer!"
Ruft der Alte: „Jesus und Maria!
Hülfe! Hülfe! Bin ich toll geworden? —"

Und da regt sich's furchtsam in den Büschen.
Greise lauschen schüchtern aus den Sträuchern,
Weiber mit den Kindern auf dem Arme,
Die vor Kälte zitternd leise wimmern;
Männer drängen sich um ihren Herren,
Wollen reden, doch die salz'ge Thräne
Tröpfelt über ihre bärt'gen Wangen;
Endlich stammeln Alle durcheinander:

„Die Kosaken sind in's Dorf gekommen.
Die Kosaken des Marcin Sapieha,
Hundert Mann mit Säbeln und Pistolen.
Hütt'- und Steinhaus haben sie zertrümmert
Unsre Herden nach Kozmin getrieben,
Uns in's Joch gespannt, und Peitschen schwingend
Uns des Dorfes Boden ackern lassen,
Und dann Salz gesäet in die Furchen.
Fertig wurden sie erst diesen Abend." —

Lautlos blickt Herr Sewerin zur Erde,
Wischt sich mit dem Ballen große Tropfen
Aus dem Auge, von dem grauen Barte;
Seufzt dann leise: „Ach, mein armes Dörfchen!
Und die Kirche — und die theuern Särge!" —

Also rächte sich Marcin Sapieha,
Zu den Zeiten der erlauchten, freien
Republik Polonia, da man zählte
Tausend siebenhundert zwei und vierzig.

Gewiß, ein sehr ansprechendes Gedicht, das namentlich den ungemein anmuthen muß, der die polnischen Sitten und Gebräuche, die in dem Gedicht treffend und mit einem heiter satirischen Ton geschildert sind, genau kennt. Und doch beruht das Gedicht nicht auf einer wahren Begebenheit. Ende der zwanziger Jahre hielt sich Frhr. v. Gaudy als Offizier bei dem Militärdetachement zur Bewachung der Gefangenen in Koschmin

auf. Da er der polnischen Sprache mächtig und in der polnischen Literatur wohl bewandert, außerdem mit gewinnenden Umgangsformen ausgestattet war, fand er in polnischen Kreisen leicht Eingang. Durch seinen Verkehr mit polnischen Familien lernte er die polnischen Gewohnheiten und das polnische Leben überhaupt kennen. Hier wurde er auch mit den Sagen bekannt, die sich mit dem Fürsten Sapieha beschäftigen; was Wunder, daß er den Fürsten zum Mittelpunkte eines Stückes polnischen Lebens machte, wie es uns in dem mitgetheilten Gedicht vorgeführt wird! Allein der Dichter hat in Unkenntniß der geschichtlichen Verhältnisse die Namen verwechselt, ein Marcin Sapieha war nie Besitzer von Koschmin. Die Zerstörung von Wilkowo und die Zeitangabe von 1742 sind dichterische Erfindung. Einen Ort Wilkowo giebt es in der Nähe von Koschmin nicht. An einer Stelle (Vers 156—164) lehnt sich Gaudy übrigens an den polnischen Dichter Slowacki an, in dessen Gedicht „Jean Bielecki" der nämliche Vorgang fast mit denselben Worten erzählt wird.

Am 3. Mai 1791 trat bekanntlich eine neue Konstitution ins Leben, durch die das Wahlkönigthum abgeschafft und die erbliche Königskrone dem sächsischen Kurhause übertragen wurde, die vollziehende Gewalt dem Könige und seinem verantwortlichen Ministerium, die gesetzgebende dem in einen Senat und eine Kammer der Landboten geschiedenen Reichstage zustehen sollte. Das liberum veto wurde aufgehoben und die römisch-katholische Kirche als die herrschende, jedoch mit Duldung anderer Konfessionen erklärt. Peter Sapieha hat zu denjenigen polnischen Patrioten gehört, deren energischem Streben diese Konstitution ihre Entstehung verdankt.

Das Schloß in Koschmin nach dem Umbau. (Lehrerseminar).

Gegen diese Konstitution, in der von den Besonnenen der Anfang zu einer nationalen Wiedergeburt Polens erblickt wurde, erhob sich aber bald eine starke von Rußland unterstützte Partei, die durch die Targowiczer Konföderation vom Jahre 1792 oben genannte Bestimmungen unterdrückte. Nach C. Pflanz ist es wahrscheinlich, daß Peter Sapieha am 17. Juli 1792 unter Thaddäus Kosciuszko bei Dobienka tapfer gegen die feindliche Uebermacht mitgefochten hat. Um dem Hohn und der Rache der triumphirenden Gegner zu entgehen, verließ Sapieha seine Heimath und begab sich nach Dresden. Seine Erben verkauften Koschmin 1793 an den Grafen Kalckreuth. Derselbe war bis 1796 Erbherr von Koschmin. Am 16. Juli des genannten Jahres trat er die Herrschaft seiner Gattin Charlotte, geb. Freiin von Rhod, für 358 333 Thaler 10 Groschen ab.

Nachdem im Jahre 1815 die 1807 von Preußen losgetrennte Provinz Posen wieder zu Preußen geschlagen war, wurde das Inquisitoriat von Peisern nach Koschmin, und zwar in das frühere Bernhardinerkloster, verlegt. Ein Militairkommando von 100 Mann kam in die Stadt, das später auf 40 Mann reduzirt wurde.

Vom Jahre 1818 war ein Sohn Kalckreuths, Friedrich Wilhelm Emil, Schloßherr in Koschmin. 1822 wurde die Stadt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht. 165 Wohnhäuser lagen in Schutt und Asche, ein großer Theil der Bewohner war obdachlos. Da gewährte die Gräfin von Kalckreuth, eine geborene Freiin von Stechow, den Verunglückten thatkräftige Hilfe, während der Graf die Preise für Bauholz bedeutend herabsetzte und die alte zerfallene Stadtmauer den Bewohnern als willkommenes Baumaterial überließ.

Am 5. März 1836 kaufte der Fiskus von dem Grafen Friedrich Wilhelm Emil von Kalckreuth die Herrschaft Koschmin für 400 107 Thaler, 6 Groschen, 8 Pfennige. Bald darauf wurde die Dismembration vorgenommen. Das Schloß ging in den Besitz des Rittergutsbesitzers Grätz über.

Am 19. August 1837 erhielt Koschmin die Städteordnung.

Die Wogen des polnischen Aufstandes 1848 gingen in Koschmin sehr hoch. Im Schlosse fanden die Zusammenkünfte der Polen statt, hier wurde auch ein Waffendepot des Nationalkomitees des Kreises Krotoschin errichtet. Einige preußische Soldaten, die man am 22. April in die Stadt schickte, wurden meuchlings auf dem Markt niedergemacht.

Darauf erstürmte Major Johnston die Stadt, während eine Schwadron Ulanen die Insurgenten, welche von Borek her zum Entsatz Koschmins heranrückten, auseinander trieb. 2 Soldaten wurden bei dem Straßenkampf getödtet und 4 schwer verwundet. Durch Umstellung des Schlosses nöthigte man die Insurgenten, welche sich im Schloß versammelt hatten, zum Abzuge. Vor ihrem Abzuge warfen sie sämmtliche Waffen, die sie nicht mitnehmen konnten, durch die Fenster in einen sumpfigen mit Gestrüpp bewachsenen Graben. Unbehelligt verließen die Insurgenten das Schloß; denn der General Willisen hatte jedes Vorgehen gegen sie untersagt.

Im Jahre 1855 kaufte das Provinzial-Schulkollegium zu Posen im Auftrage des Fiskus das Schloß nebst Hofraum und Garten von dem Rittergutsbesitzer Grätz für 9000 Thaler. Die Regierung ging mit der Absicht um, das Schloß durch zweckmäßigen Umbau zu einem evangelischen Lehrerseminar einzurichten. Aber bevor das Schloß seiner neuen Bestimmung übergeben werden konnte, verging eine Reihe von Jahren, beinahe ein ganzes Jahrzehnt. Eifrigst war der damalige Bürgermeister Rex um die Sache bemüht. Am 8. Juni 1859 entschied der damalige Kultusminister, „daß in Anbetracht der politischen Verhältnisse, welche bedeutende Aufwendungen aus Staatsfonds nothwendig machten, der Ausbau und die Einrichtung des Schlosses vorläufig auf sich beruhen müßten."

Am 4. September 1860 wurden die Entwürfe und Kostenanschläge für den Umbau in Höhe von 35 700 Thalern von dem Minister genehmigt, und als im nächstfolgenden Jahr die Anfuhr der Baumaterialien bewerkstelligt worden war, begann Baumeister Schmarsow unter Oberaufsicht des Kreisbaumeisters von Gropp aus Krotoschin den Ausbau des südlichen Flügels und eines Theils des Mittelbaues (Februar 1862). Drei Jahre nahm der Umbau in Anspruch bis 1865, da war aus dem alten Sapieha-Schlosse das heutige Lehrerseminar geworden.

Am 20. September 1865 fand die Eröffnungs- und Einweihungsfeier des Königlichen Lehrerseminars zu Koschmin statt. Im Laufe der Zeit kam dasselbe außer dem Direktor zu 5 Se-

minarlehrern und einem Hilfslehrer. Die Anstalt zählt drei Klassen mit zusammen 90 bis 96 Zöglingen; die Seminaristen wohnen größtentheils im Internat, eine Anzahl ist auch in Externaten untergebracht. Mit dem Seminar ist eine mehrklassige und eine einklassige Uebungsschule verbunden, in welcher die Seminaristen der 1. Klasse unter Aufsicht der Seminarlehrer unterrichten.

Im September 1890 beging das Seminar das Jubelfest seines 25jährigen Bestehens; eine stattliche Anzahl ehemaliger Schüler fand sich in Koschmin ein, um ihrer Bildungsstätte Dank abzustatten und herzliche Glückwünsche darzubringen. Seminarlehrer Isemer war von der Eröffnung des Seminars bis zum 23. Juli 1887, an welchem Tage er starb, als Lehrer an dem Seminar thätig. Seine Schüler nannten ihn „Vater". Am Jubiläumstage des Seminars gingen sie hinaus auf den Friedhof und enthüllten dort ein Denkmal, das Schülerliebe dem verehrten Lehrer gesetzt hatte. Auch dem ehemaligen Direktor Peiper, der auf dem Koschminer Kirchhof begraben ist, haben dankbare Schüler ein Denkmal gesetzt.

Im Jahre 1867 wurde in Koschmin eine Provinzial-Gärtnerlehranstalt errichtet. Man brachte dieselbe in einem im Seminargarten gelegenen Gebäude unter. Von diesem alten Hause sind heute nur noch die Umfassungswände, innerhalb welcher herrliche Pfirsiche und prächtiges Spalierobst gezogen wird, vorhanden. Als nach dem Kriege 1870 und 1871 die bisher in Koschmin garnisonirenden Truppen nicht mehr dorthin zurückkehrten, wurden der Garnisonstall und die Reitbahn für die Gärtnerlehranstalt angekauft. Nachdem die neuerworbenen Baulichkeiten wohnlich eingerichtet waren, bezog die Anstalt die neuen Räumlichkeiten (1877). Außer der Wohnung des Anstaltsvorstehers, des Schlafzimmers der Lehrlinge und der nothwendigen Wirthschaftsräume befindet sich in dem Hauptgebäude noch das Lehrzimmer; in demselben werden die Lehrlinge in mannigfachen Unterrichtsgegenständen, Gemüsebau, Gehölzkunde, Bodenkunde, Obstbau, Blumenzucht, Zoologie, Botanik, Deutsch, Rechnen, Geographie und Zeichnen unterrichtet. Den Unterricht ertheilen der Vorsteher der Anstalt, ein Obergärtner und einige Seminarlehrer.

Tritt man aus dem Hauptgebäude heraus, so bemerkt man das „Treibhaus", in welchem die Abtheilung für Palmen und die für tropische Pflanzen ganz besonders auffallen. Den freien Raum zwischen den Anstaltsgebäuden zieren die mannigfachsten gärtnerischen Anlagen. Auch der „Seminargarten", der aus einem Obst- und Gemüsegarten besteht, wird von der Gärtnerlehranstalt gepflegt und bebaut. Eine mehrere Morgen große Baumschule, in der nicht allein Obst-, sondern auch Straßen- und Alleebäume vorhanden sind, bietet den Lehrlingen reichliche Gelegenheit, die Obstbaum-, überhaupt die Baumzucht gründlich zu erlernen. Das ganze Areal der Gärtnerlehranstalt umfaßt rund 25 Morgen.

Gegenwärtig zählt die Anstalt 15 Lehrlinge. Jeder, der in dieselbe aufgenommen werden will, muß in der Provinz Posen geboren sein und eine gute Elementar-Schulbildung aufweisen. Alljährlich wird unter Leitung des Vorstehers Stephan an der Provinzial-Gärtnerlehranstalt auch ein Obstbaumkursus für Volksschullehrer der Provinz Posen abgehalten. Der Kursus macht seine Theilnehmer mit der gesammten Obstbaulehre, der Obstkunde und der Obstverwerthung vertraut und gliedert sich in einen Frühjahrs- und Sommer-, beziehungsweise Herbstkursus. In diesem Jahr nahmen 18 Lehrer der Provinz daran Theil. Auch für Chausseeaufseher sind Kurse an der Anstalt eingerichtet.

So ist Koschmin, einmal als Bildungsstätte von Volksschullehrern, dann als Sitz der Provinzial-Gärtnerlehranstalt für unsere Provinz von hervorragender kultureller und volkswirthschaftlicher Bedeutung. Die Gründung beider Anstalten hat natürlich auch wesentlich zur Hebung und Belebung Koschmins beigetragen.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts belief sich die Zahl der Bewohner Koschmins auf rund 2000, 1837 hatte die Stadt 3439, 1843: 3406, 1858: 3182, 1861: 3348 und gegenwärtig rund 4700 Einwohner.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich daran denke, daß Dir damit ein Malheur passiren könnte — ich glaube, ich wäre auf der Stelle todt."

„Es ist ja nicht geladen."

„Das ist kein Trost, man hört die schrecklichsten Sachen, die mit solchen Flinten passiren, auch wenn sie nicht geladen sind."

„Ah, Herr Aktuar, gut, daß Sie kommen."

Herr Saegebühl trat ein, höflich, bescheiden, verbindlich, wie es seine Art stets war, wenn er diesen würdigen Leuten, die er so sehr liebte und verehrte, gegenüberstand.

„Darf ich mir erlauben — —"

„Ah, guten Morgen, guten Morgen, mein bester Herr Sekretär. Darf ich fragen, was Sie heute zu besonderer Stunde zu mir führt?" fragte Herr Horn und stellte zur großen Beruhigung seiner Frau die Flinte nun wirklich in die Ecke.

„Herr Obermeister, ich habe mir gestattet, um eine Unterredung zu bitten in Sachen unseres Vereins, des „Vereins zur Verbesserung der Hundehalsbänder". Sie wissen, unser derzeitiger Vorsitzender, Herr Maurermeister Zander hat den guten Willen, aber er ist kein Redner, und deshalb habe ich in der letzten Sitzung den Antrag gestellt und auch durchgebracht, einen zweiten Vorsitzenden, der alle diese Wünsche in dieser Beziehung erfüllt, zu erwählen."

„Sehr gut, sehr gut", bemerkte Herr Horn.

„Selbstverständlich ist die definitive Wahl noch nicht vollzogen, und ich bin im Auftrage einer Anzahl Mitglieder hier, um Ihnen, Herr Obermeister, das neue Ehrenamt anzubieten. Ihre Meisterschaft des Wortes, Ihre Repräsentation, Ihr Ansehen, das Sie in ganz Dinglingen ohne Unterschied der Parteien genießen, ist Bürge dafür, daß wir eine würdigere Wahl nicht treffen können, und deshalb bitte ich Sie, Herr Obermeister, mich mit der Aufstellung Ihrer Kandidatur zu betrauen. Die Wahl ist unbedingt gesichert, nöthigenfalls würde ich als Sekretär die Kabinetsfrage stellen; es handelt sich nur darum, daß Sie uns gestatten, Ihre Kandidatur aufzustellen."

Frau Horn hatte der Sache ruhig zugehört. Sie kümmerte sich nicht sonderlich um derartige Machinationen. Als sie aber jetzt sah, wie die Worte des Herrn Sekretär ihr Hörnchen aufblähten, wie sein Athem immer gewichtiger ging, seine Brust sich hob, sein Blick immer mehr und mehr einen ihr fremden, kalten Stolz annahm, wie er mit steifer Vornehmthuerei die Hand in die Weste schob, sich mit der anderen auf den Tisch stützte und vornehm lässig ein Bein über das andere schlug, da kannte ihr Staunen und Befremden keine Grenzen mehr. Sie war nicht besonders psychologisch veranlagt; sie wußte wohl, daß Hörnchen kein Heros von Verstand war, aber sie wurde sich nicht klar darüber, daß die fortwährenden Beräucherungen, deren Gegenstand er seit einiger Zeit war, nothgedrungen eine eingebildete, eitle Ueberhebung und Ueberschätzung herbeiführen mußten. Bei einem Minister oder Geheimrath hätte sie den gleichen Vorgang verständlich gefunden und begriffen, bei ihrem eigenen Mann verstand sie ihn nicht, denn sonst hätte sie sich gegen den Teufel der Eitelkeit, das Herz und Verstand frißt, wohl anders gewehrt. So begnügte sie sich mit einem leichten Kopfschütteln, während Hörnchen wieder im Tone des Kaisers Heinrich IV. sagte:

„Hm — mein werthester Herr Sekretär, Sie wissen ja wohl, daß ich in letzter Zeit außerordentlich in Anspruch genommen worden bin" — bestätigende Verbeugung des Herrn Sekretär — „und daß ich darauf bedacht sein muß, mir nicht zuviel zuzumuthen —"

„Oh, Herr Obermeister —"

„Genug, ich will Ihren Vorschlag in wohlwollende Erwägung ziehen und Ihnen zur rechten Zeit Bescheid darüber ertheilen."

„Im Interesse der Sache, im Interesse des Ansehens unseres Vereins hoffe ich das Beste", versicherte Herr Saegebühl.

Frau Horn glaubte im Theater zu sitzen, so gespreizt, so geschraubt und hochtrabend behandelten die Herren doch eine im Ganzen geringfügige Sache. Sie hätte die Redensarten für passend gehalten, wenn es sich um einen Ministerposten gehandelt hätte, im vorliegenden Falle aber erschienen sie ihr befremdend, unbegreiflich, weil sie eben weder die aufkeimende Eitelkeit ihres Mannes, noch die schlaue Berechnung der Anderen erkannte. Hätte sie nun darüber auch nur ein Wort verloren, so hätte man ihr gesagt, sie verstände das nicht. Deshalb war sie lieber still und ließ die Sache gehen, wie sie wollte.

Fräulein Doris trat ein und machte der Schaustellung ein Ende oder gab ihr wenigstens eine andere Richtung.

„Es ist Dir also recht, Mama, wenn ich nach Doberan gehe und Max besuche?"

„Gewiß, mein Kind. Sage ihm nur, er müsse uns sicher vor Dienstag noch einmal besuchen, ich hätte ihm soviel zu erzählen. Und sage ihm — —"

Während die unendlichen „Und sage ihm" der Frau Horn herunterrollten, überlegte Herr Sekretär Saegebühl, was denn nun dieser Besuch des Fräulein Doris in Doberan wieder zu bedeuten habe. Es war früher nie davon die Rede gewesen, und es schien, als ob man da etwas ohne sein Wissen abmachen wolle. Er brach also das Gespräch mit Herrn Horn nach einer Weile in schicklicher Weise ab und fragte erstaunt:

„Wie, mein gnädiges Fräulein, Sie wollten allein nach Doberan reisen?"

„Reisen, Herr Aktuar? Eine Stunde weit zu Fuß reist man doch nicht! Heimwärts, hoffe ich, wird mich Vetter Lassen fahren."

„Das fehlte gerade noch!" Herr Saegebühl ereiferte sich plötzlich für die schlechten und unsicheren Wege mit so schrecklicher Hitze, daß dem Fräulein Doris ganz angst wurde und sie froh war, als ihr der Aktuar seine Begleitung anbot, die sie natürlich auch sofort annahm.

Seit zwei Tagen hatte es Frau Horn unternommen, ihre Tochter zu diesem Besuch auf Doberan zu überreden und sie dafür gehörig zu instruiren. Einmal hatte sie eine nicht zu bannende Sorge, daß ihrem Manne auf der bevorstehenden Jagd irgend ein Unglück passiren könne. Sie schärfte also Doris ein, mit dem Amtmann darüber zu sprechen und ihn zu bitten, doch um's Himmelswillen Alles zu thun, was etwa zum Schutze des Vaters gethan werden konnte. Sie wäre deshalb lieber gern selbst nach Doberan gegangen, wenn das nicht private Revolution in der Haushaltung veranlaßt hätte. Lassen, sehr erfreut über Doris Besuch, wenn auch weniger über ihre Begleitung, versicherte ihr mit seiner ganzen liebenswürdigen herzlichen Wärme, er würde über Herrn Horn wachen wie über seinen eigenen Vater; Frau Horn möge sich aus Achtung vor ihm, vor Lassen und seiner aufmerksamen Umsicht, darüber beruhigen. Fräulein Doris wurde selbst ganz warm und weich, als Lassen in der ihm ganz eigenthümlichen treuherzigen Weise und in sorgender Beredsamkeit sie von der absoluten Gefahrlosigkeit der Unternehmung zu überzeugen suchte und wer weiß, was sich auf diesem Wege entwickelt hätte, wenn nicht Herr Adolar Saegebühl mit höflicher Aufmerksamkeit das Gespräch in geziemendere und weniger gefährliche Bahnen gelenkt hätte.

Dagegen verharrte ihr Bruder ihrer Weisheit gegenüber in unbegreiflicher Verstocktheit. Die Sache nahm folgenden, für sie sehr überraschenden Verlauf.

„Max, Mama ist in großer Sorge um Dich", sagte sie, in Erfüllung eines weiteren Auftrags der Mutter.

„Ich weiß es", sagte ihr Bruder, „die Mutter ist um uns Alle in Sorge, weil sie uns Alle liebt."

„So meine ich das nicht, Max."

„So! Wie denn?"

„Ich meine, die Mutter fürchtet, daß Du auf Doberan wie in Heidelberg Deine Zeit mit allerlei dummen Streichen verzettelst und darüber das arbeiten vergißt. Nun sind sowohl die Mama als alle vernünftigen Menschen der Ansicht, daß ein Mann in Deinen Jahren etwas für seine Zukunft zu thun hat und daß, wenn diese eine gute sein soll, sie es nur durch Arbeit werden kann. Ein Student, so ist nun einmal die weitläufige Ansicht, hat zu studiren, wenn er nicht alle Ewigkeit ein Student bleiben will. Das ist's aber, was die Mama von Dir fürchtet, und darum hat sie große Sorge um Dich. So! lieber Max, Du wirst mich jetzt nun hoffentlich nicht mehr mißverstehen."

Der junge Mann war ganz starr und sah seiner Schwester erstaunt in's Gesicht. Plötzlich lachte er laut auf.

„Aber Dore", rief er, noch immer lachend, „wie kommst denn Du zu so waghalsigen Sentenzen? Du sprichst ja wie ein Pastor! Du mußt an meiner Statt nach Heidelberg."

Fräulein Doris machte eine stolz wegwerfende Bewegung. „Es ist mir nicht verwunderlich, wenn Du den kühlen Verstand von aller Welt eine waghalsige Tendenz nennst oder die Reden, wie sie in der guten Gesellschaft gang und gäbe sind, pastorenmäßig nennst. Leider, leider stehen von Dir noch andere Sachen zu erwarten, und die arme Mama hat nur zu recht, wenn sie um Dich in Sorge ist."

Kaum hatte Max von der armen Mama gehört, als seine Heiterkeit verschwand und er ernster geworden fortfuhr:

„Nun höre mal auf mit den steifbeinigen Redensarten. Zu Deinem besseren Verständniß will ich Dir sagen, daß ich lieber ein Student von vierzig Jahren werden will, als ein Professor von dreißig; Grünschnabel, die sich an den schwersten Staatsproblemen versündigen, giebt es in der Welt genug; ich will diese Sorte von Menschen nicht vermehren. Jedes Alter hat seine Rechte, und ich sehe nicht ein, weshalb ich mir die Rechte der Jugend von kleinen, naseweisen Mädchen verkümmern lassen soll."

„Das soll ich" — unterbrach ihn entrüstet seine Schwester.

„Das ist für Deine spezielle Belehrung" fuhr ihr Bruder mit Entschiedenheit fort, „der Mutter werde ich schon selbst sagen, was zu sagen ist. Da wir aber doch einmal allein sind, so hätte ich Dir noch mancherlei zu sagen. Doris, höre mir deshalb aufmerksam zu. Ich spreche aufrichtig zu Deinem Besten und möchte Dich nur im Interesse Deines eigenen Wohles auf Einiges aufmerksam machen."

„Oh, bitte recht sehr, lieber Max. So lange Du den gewöhnlichen Anforderungen des guten Geschmacks und der guten Erziehung so wenig nachzukommen vermagst, so lange möchte ich vorziehen, auf Deine Weisheiten, und wenn sie noch so gut gemeint sind, zu verzichten."

„So, so!" entgegnete ihr Bruder hitzig, „Du möchtest wohl, daß ich auch ein so gestriegelter, glatthaariger Zierbengel, so ein mattäugiger, hohlköpfiger Komplimentenschneider, so ein „Haben Sie die Güte" und „Verzeihen Sie" und „Erlauben Sie" würde, wie sie jetzt so viel herumlaufen, die mit ihrem Leben fertig sind, wenn die anderen gesunden Menschen anfangen! Wünsche das nicht, Doris, denn Du wirst an Saegebühl, wenn Du ihn heirathest, Jammer und Elend genug erleben —"

„Ach, das ist also des Pudels Kern —"

„Jawohl, Schwester, und ich habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, Dir über gewisse Sachen die Augen zu öffnen."

„Nun, Max, damit Du siehst, wie schwer Du Dich gerade in Bezug auf ihn getäuscht hast, will ich Dir sagen, daß Herr Saegebühl noch auf dem Herweg geäußert hat, er bedauere es herzlich, daß Du in Heidelberg nicht besser reussirt hättest. Er hätte sehr gewünscht — —"

Erbost unterbrach sie ihr Bruder.

„Was hat der Windbeutel mich herzlich zu bedauern? Er, der nicht mehr Herz hat wie ein Hase am ersten November? Der Truthahn, der sich mit der eigenen Selbstgefälligkeit aufblustert, der in der Sonne spazieren geht, nur um an seinem Schatten eine gute Haltung zu lernen, der seinem Spiegel alle Tage Gesichter schneidet und allerlei höfliche Redensarten auswendig lernt, die er dann den Leuten als gute Erziehung, als eigenen Verstand und Geist aufhalsen will! Er mich bedauern? Gott helfe ihm, daß ich ihn nicht einmal tüchtig bedauere."

Sei es, daß Herr Horn junior glaubte, seinem Freunde Lassen mit diesem etwas kernigen Erguß einen Dienst zu erweisen, oder sei es, daß es ihn wirklich empörte, von Leuten

wie Aktuar Saegebühl bedauert zu werden, auf jeden Fall polterte er die Worte mit ziemlicher Heftigkeit heraus. Indessen sein Zorn war wie der Frühlingssturm: er rauscht mit vielem Getöse einher, aber die Luft bleibt mild. Gleichwohl that Fräulein Doris einen erschrockenen Schrei und wäre sicher in Ohnmacht gefallen, wenn Herr Adolar dagewesen wäre; in Ermangelung jeder mitfühlenden Seele sah sie das völlig Nutzlose dieser Demonstration ein und unterließ sie. Dagegen entrüstete sie sich mit viel theatralischem Geschick.

„Es ist empörend", rief sie, „einen Abwesenden in dieser Weise zu beschimpfen, es ist nicht nur empörend, es ist feig. Ja, Max, ich will es bekennen, ich liebe Herrn Saegebühl und empfinde es als tiefe Schmach, ihn so von Dir behandelt zu sehen."

„Du weißt nicht, was Du sprichst."

„Meinst Du? Aber ich weiß doch, wie schwer Du im Irrthum bist, und ich hoffe, es Dir binnen Kurzem zu beweisen!"

„So, so? Nun, da bin ich doch begierig."

„Adolar ist ein edler, uneigennütziger Charakter, er hat es mir tausend Mal gesagt und ich glaube es, ich weiß es, trotz aller Deiner Einwendungen."

„Ich sehe eben, daß Du gar nichts davon weißt, und daß Du genau so seinen faden Redensarten, die auf Eure Eitelkeit spekuliren, verfallen bist, wie der Vater auch. Aber ich werde Euch schon noch die Augen öffnen."

„Uns die Augen öffnen? Der Himmel gebe, daß sie erst Dir geöffnet werden, damit Du siehst, wie Unrecht Du uns Allen thust. Aber mich sollst Du nicht irre machen, Max, ich weiß, daß ich auf die Treue Adolar's bauen kann und werde ihn nie verlassen. Nur ihn werde ich oder Niemanden heirathen."

„Das ist ja zum Tollwerden! Doris, Doris!"

Sie hörte ihn nicht mehr. In tiefer sittlicher Entrüstung über den entarteten Bruder und in dem gehobenen Bewußtsein, ihr treues Herz, das sie erst jetzt in aller Geschwindigkeit entdeckt zu haben schien, bethätigt zu haben in der Vertheidigung des unschuldig angegriffenen Geliebten, eilte sie die Apfelbaumallee entlang, in der ihnen die beiden Anderen vorangegangen waren.

Der junge Herr Horn ließ sich auf eine Bank fallen und erging sich in tiefsinnigen Betrachtungen. Er hatte das dunkle Gefühl, wieder eine große Dummheit gemacht zu haben; und er hatte es doch so gut gemeint, hatte im Interesse seiner Schwester und seines Freundes rückhaltlos die Wahrheit gesprochen! Was konnte er denn Besseres thun als das? Und trotzdem schien nun Alles verloren zu sein. Immer mehr und mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß ihm wirklich ein sechster Sinn fehle, denn ohne diesen ging ja offenbar Alles schief, was er anfaßte.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Antoinette's letzte Tage auf deutschem Boden.

Von Prof. Dr. Joseph Sarrazin. (Nachdruck verboten.)

Der junge Goethe stand im ersten Semester seiner Straßburger Studien, als Marie Antoinette mit prunkendem Gefolge in Straßburg das französische Reichsgebiet betrat, auf der Brautfahrt nach Paris begriffen. Auf einer Rheininsel war eine Festhalle errichtet, in welcher die feierliche Uebergabe der jungen Braut an die Abgesandten ihres Gemahls erfolgen sollte. Diese Festhalle besichtigte Goethe mehrmals, und ergötzte sich besonders an den Haute-lice-Tapeten.

Auf's Aeußerste empört war stud. jur. Goethe über die Darstellungen auf diesen prächtigen Tapeten: denn sie waren aus der Geschichte von Jason, Kreusa und Medea entnommen, für eine Braut allerdings nicht sehr glückverheißend. „Zur Linken des Thrones", schreibt er in Dichtung und Wahrheit (Buch IX), „sah man die mit dem grausamsten Tod ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden. Zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog".

Dafür hatte das Wiener Fürstenkind kein Auge. In der sechsspännigen Hofkarrosse saß sie mit ihren Hofdamen fröhlich plaudernd, und allen schien die schier unermeßliche Menge gafflustigen Volkes aus Straßburg und Umgegend großen Spaß zu bereiten. Um die Augen der großen Herrschaften ja nicht zu beleidigen, mußten auf Polizeibefehl alle Krüppel, Bettler und ärmlich gekleideten Menschen die festlich geschmückten Straßen meiden. Alles jubelte hellauf dem königlichen Wagenzug entgegen.

Für ganz Europa war es ein Ereigniß gewesen, als Frankreichs jugendlicher Thronfolger 1769 um Erzherzogin Maria Antonia warb. Der Ehebund zwischen den seit der burgundischen Erbschaft sich befehdenden Herrscherhäusern bedeutete eine klare Bestätigung der Allianz von 1756.

Die liebreizende blonde Erzherzogin war damals noch nicht vierzehn Jahre und, wie ihre ersten Briefe aus Paris zeigen, noch recht kindisch. Aber darnach fragte die Staatsraison nicht: Maria Theresia war von Herzen froh, ihren Liebling so glänzend versorgen zu können, und in allen österreichischen Landen, die auf der Straße von Wien nach Paris lagen, rüsteten sich Behörden und Unterthanen zu einem prachtvollen Empfang der jungen Braut. Heer- und Landstraßen wurden neu angelegt oder ausgebessert, in Städten und Dörfern die Häuser renovirt, damit alles wohlhäbig aussehe.

Im gesegneten Breisgau sollte die Dauphine — so nannte man sie schon vor vollzogener Heirath mit dem Dauphin — vom österreichischen Boden Abschied nehmen. Darum ordnete die vorderösterreichische Regierung in Freiburg bei Zeiten die umfassendsten Vorbereitungen an. Die etwas verblaßten alten Wahrzeichen der Freiburger Häuser, Mohren, Drachen, Meerweibchen, Ritter, Linden, Adler, Greife, mußten übertüncht und durch prosaische Hausnummern ersetzt werden; die weit vorspringenden Dächer an den Kaufgewölben, die malerischen Wasserspeier, die „Kellerhälse" fielen der regierungsseitigen Renovirungswuth zum Opfer, so sehr der löbliche Magistrat remonstrirte, daß dies „theils unthunlich, theils unnütz, theils zu kostspielig vor das Städtische Aerarium, sowohl als den Burger seyn würde".

Dazu kamen die unvermeidlichen Polizei- und Vorsichtsmaßregeln. Die Fremdenkontrolle wurde verschärft, um Leute von „schlechtem Kalivre" fernzuhalten; an die zwölf Zünfte erging der Befehl, reichlich Wasser auf die „Bühne" der Häuser zu schaffen und sich fleißig an den Feuerspritzen zu üben; die wegen Falschgewichts suspendirten Bäcker durften wieder backen, damit beim Fremdenzufluß ja kein Brodmangel eintrete; der Fleischpreis wurde von 4½ auf 5 Kreuzer erhöht, und einer Schauspielertruppe die Erlaubniß zum Spielen ertheilt, jedoch unter der Bedingung, „daß sie einzig auf derley Stückhe sich befleiße, welche „die Verbeßerung übler Sitten zum Gegenstand haben, somit „keine ärgernuß gäben, und weniger sindhafftes Gifft von sich „ausgüeßen".

Am Nachmittag des 4. Mai 1770 sollte die junge Königsbraut in Freiburg, als der letzten österreichischen Stadt, eintreffen und rasten. Die Bauern von 24 Gemeinden der Umgegend mußten auf Befehl der vorderösterreichischen Landstände längs der Straße vom Höllenthal her in der üblichen Landestracht Spalier bilden, vorn die Jungfrauen mit ihren „Schäppele" und Kränzlein.

In Freiburg selbst traten die drei Compagnieen schmucker Bürgersoldaten vor dem Rathshof unter's Gewehr und bezogen mit zwei Compagnieen Hotzen aus der Grafschaft Hauenstein ihren Posten beim Breisacher Thor.

Um drei Uhr bog endlich der lange, prächtige Wagenzug ins Breisacher Thor ein und der Magistrat der getreuen Stadt Freiburg „eröffterte die tiefeste Kniebeugungen gegen Seine Königliche Hoheit, in welcher er das ächteste Ebenbild der Kayserlich Königlichen Mutter, seiner preißwürdigsten Gebieterin, erblickte". Dann fuhr die sechsspännige Reise-Karrosse zur Salzgasse, wo im Freiherrlich Kageneck'schen Hause das Hoflager aufgeschlagen ward.

Das reiche Festprogramm gönnte der hohen Reisenden nur kurze Rast. Um fünf Uhr begann schon im ständischen Komödiensaal das „Spectacle“ und vorher war Empfang der Standespersonen, der Landstände und des devotest verharrenden Magistrats, hierauf Mittagsmahl. Die Theatervorstellung war durch Zuzug auswärtiger Künstler ermöglicht worden. Die Mannheimer Hofschaubühne hatte ihr 28köpfiges Balletcorps entsandt und der kurpfälzische Concertmeister acht Musikanten mitgebracht. Gegeben wurden Collé's Dreiakter „La partie de Chasse du roi Henri IV“, ein Schäferballet „Das Fest der Liebe“ und die Heldenpantomime „Das Urtheil des Paris“, die in eine Apotheose der jungen Prinzessin ausklang. Von den Schutzgöttern Frankreichs und Oesterreichs getragen erschien auf schimmerndem Altar ihr Bildniß; auf diesen Altar legte Frau Venus den vom holden Paris empfangenen Apfel als Preis der Schönheit nieder. Thatsächlich war Maria Antonia eine anziehende, wenn auch etwas knospenhafte Wiener Schönheit.

Nach dem „Spectacle“ war allgemeine Stadtbeleuchtung. Die einzigartige Münsterpyramide erstrahlte in einem solchen Lichtmeer, daß man stundenweit das Kreuz schimmern sah, wie einen kleinen Stern.

Der zweite Festtag brachte für die Dauphine noch größere Strapazen. Nach dem Besuch des Gottesdienstes im Münster nahm sie im Hoflager die Ehrengaben der Stadt Freiburg entgegen: 36 Säcke Hafer und zwei Fässer selbstgezogenen Wein, alles zierlich mit dem Stadtwappen bemalt und im städtischen Wagen von den neuausstaffirten städtischen Livréebedienten vor's Thor gefahren. Diese nahrhafte Gabe überwies Maria Antonia „nach angestammter erzfürstlicher Großmuth“ den Franziskanern und den Kapuzinervätern. Nach diesem ersten Festaktus fand der altheimische Küfertanz statt.

Hierauf empfing die junge Fürstin eine Abordnung von 28 Freiburger Töchtern in heimischer Tracht, mit geflochtenen Zöpfen und aufgeheftetem Jungfernkränzlein, Rock und Leibchen von farbigem Taffet, weiße Musselinschürze mit ebensolchen Halstüchern und Manschetten. Auch mußte, auf Magistratsbefehl, die erste wie die letzte „mit weißen Schuhen und dito salva venia Strümpfen rheinlichst versehen sein“.

Nach der Prunktafel überreichte der städtische Kanzleiverwalter nebst vier Rathsfreunden ein prachtvolles Ehrengeschenk der Stadt, tausend Granatsteine von seltener Größe und Gleichheit in Schliff und Bohrung auf goldene Schnüre gefaßt, in einem Futteral aus goldbesticktem rothen Sammt. Die heute aus Freiburg verschwundene Granatindustrie war damals wohl der einträglichste Erwerbszweig der Stadt, welche sich rühmte, die Zubereitung dieser Steine erfunden zu haben. Neunhundert und zehn Gulden rheinisch hatten die zu diesem kostbaren Geschmeide verwandten Steine gekostet, wie die Protokolle verrathen.

Hieran schloß sich die Parade des Bürgermilitärs nebst Empfang der Offiziere desselben an; nach vollendetem Aufmarsch wurden die Herren „mit der Ehre des höchsten Handkusses begnadigt“. Dann begann der glanzvolle, überaus malerische und lustige „Aufzug der Herren Studenten der hohen und niederen Schulen“ unter Vorantritt allegorischer Prunkwagen mit mythologischen Gruppen. Mittlerweile war es fünf Uhr geworden. Die Dauphine begab sich in die Komödie, welche bis neun Uhr dauern sollte.

Sobald die Mainacht anbrach, hatte man die drei Ehrenpforten beleuchtet. Die von den breisgau'schen Ständen beim Fischbrunnen (Kaiserstraße) errichtete Triumphpforte übertraf die anderen an Pracht, Höhe und Umfang. Aber das Ehrenmal der Stadt, Freiburg, „hundert Schritte vorwärts dem St. Christophelthor“ ragte durch die sinnigen Inschriften und Verzierungen, namentlich aber durch viertausend Lämpchen und das von einem Bürgersohn erfundene neue „chymische Feuer“ hervor, welches die lange Baumallee taghell erleuchtet haben soll. Auf dem Franziskanerplatz hatte auch die durch landesväterliche Freigebigkeit österreichischer Erzherzöge gestiftete Hochschule eine eigene, zierliche Ehrenpforte errichtet, ganz im Rococostyl, einem Salonofenschirm mit sechs Feldern nicht unähnlich. Jede Fakultät hatte ein Feld mit emblematischen Malereien und langen lateinischen Inschriften gestiftet, deren symbolische Deutung eine besondere Festschrift erheischte.

Das erste Feld wies eine Meerlandschaft auf, in der sich ein lustiger Delphin tummelt, — Sinnbild des Bräutigams. Auf dem Rücken des Meerthiers flatterte eine liebliche Lerche, — Sinnbild der holden Braut. Ueber diesem Paar schwebte ein frohlockender Amorknabe. Der Freudengesang des Delphins stand dabei in 48 schönen lateinischen Versen mit der Ueberschrift PAEAN MARINVS.

Diese drei Ehrenpforten hatte das Königsbräutchen zu besichtigen, ehe das Abendessen im Hoflager eingenommen wurde. Am folgendem Morgen mußte der Abschied von Freiburg und von österreichischer Erde erfolgen.

Punkt acht Uhr erschien der fürstliche Wagenzug in der großen Gasse (Kaiserstraße). „Die Burgerlichen Kompagnien genossen das Glicke, der abreisenden Königl. Hoheit ihre unterthänigste Ehrenbezeugungen auf Weise und Art, wie bey dem Einzuge beschehen, nochmahls abzustatten, und der an selbe reichende Magistrat verdoppelte mit dem Leibe die tiefesten Verbeugungen.“

Markgraf Karl Friedrich von Baden mit hoher Gemahlin und sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen hatten sich eingefunden, um auf badischem Boden die holde Kaisertochter zu begrüßen. In Emmendingen wurde Frühstücksrast gehalten, und gegen zwei Uhr trafen die Herrschaften unter Glockengeläute und Geschützdonner bei der reichen Abtei Schuttern ein. Der Prälat von Schuttern hatte für die Erzherzogin und ihr großes Gefolge prächtige Gemächer hergerichtet; im Klosterhof spielten während der Tafel vierundzwanzig Mann des markgräflichen Hoforchesters, was hundert Dukaten kostete; bei anbrechender Dunkelheit wurde ein großartiges Feuerwerk abgebrannt, welches Markgräfin Victoria eigenhändig anzündete, und das ganze Kloster auf's Herrlichste illuminirt. Die geistlichen Herren konnten sich damals noch diese gewaltigen Geldausgaben gestatten.

Am 7. Mai 1770 verließ Maria Antonia früh Morgens die gastlichen Klosterräume, und fort gings über den Rhein nach Straßburg, auf Frankreichs Erde, wo neue Festlichkeiten gerüstet waren.

Es war eine eigene Schickung, daß der stattliche Weihbischof von Straßburg, der am Münstereingang die künftige Königin Frankreichs begrüßte, eben jener Kardinal Prinz Rohan war, der auf Maria Theresia's Verlangen vom Wiener Botschafterposten abberufen worden war. Seine hochfürstliche Eminenz griffen später in Marie Antoinette's Leben auf's Verderblichste ein; der bekannte Skandal mit dem Millionenhalsband brachte die schuldlose Königin um ihren sittlichen Ruf. — Mit unerhörtem Prunk wurde die künftige Landesherrin an allen französischen Orten empfangen. Nach zwölftägigem Triumphzug traf endlich Marie Antoinette in Paris ein, und nach zwölf weiteren Tagen fanden Hof- und Volksfeste einen tragischen Abschluß. Anläßlich des von der Stadt Paris den hohen Neuvermählten dargebrachten Feuerwerks entstand auf der Place Louis XV. ein lebensgefährliches Gedränge. Wo jetzt der Eintrachtsplatz mit dem Obelisken von Luksor und mit den herrlichen Statuen aus Pradier's Meisterhand steht, waren noch tiefe Gräben und die Erdhaufen der im Bau begriffenen Anlage. Hunderte von Menschen wurden in der Panik erdrückt, zertreten, oder die Böschungen herabgestürzt, — und dann heimlich von der Polizei begraben.

Dieses erschütternde Ereigniß mag die trüben Ahnungen bestätigt haben, mit denen die Dauphine den heimathlichen Boden verlassen hatte. In Donaueschingen hatte sie am Fürstenbergischen Höfe eine ältere Jugendfreundin wiedergefunden, die an einen fürstlichen Rath vermählt war. Die Frau Räthin wagte nicht, sich der zur Kronprinzeß herangewachsenen Spielgenossin vorstellen zu lassen. Diese aber erkannte sie, schritt rasch auf sie zu und fiel ihr um den Hals mit den Worten, die allzu buchstäblich in Erfüllung gehen sollten: „Ach Lore! Du hier? Mir ist es, als müßte ich in den Tod gehen.“

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.